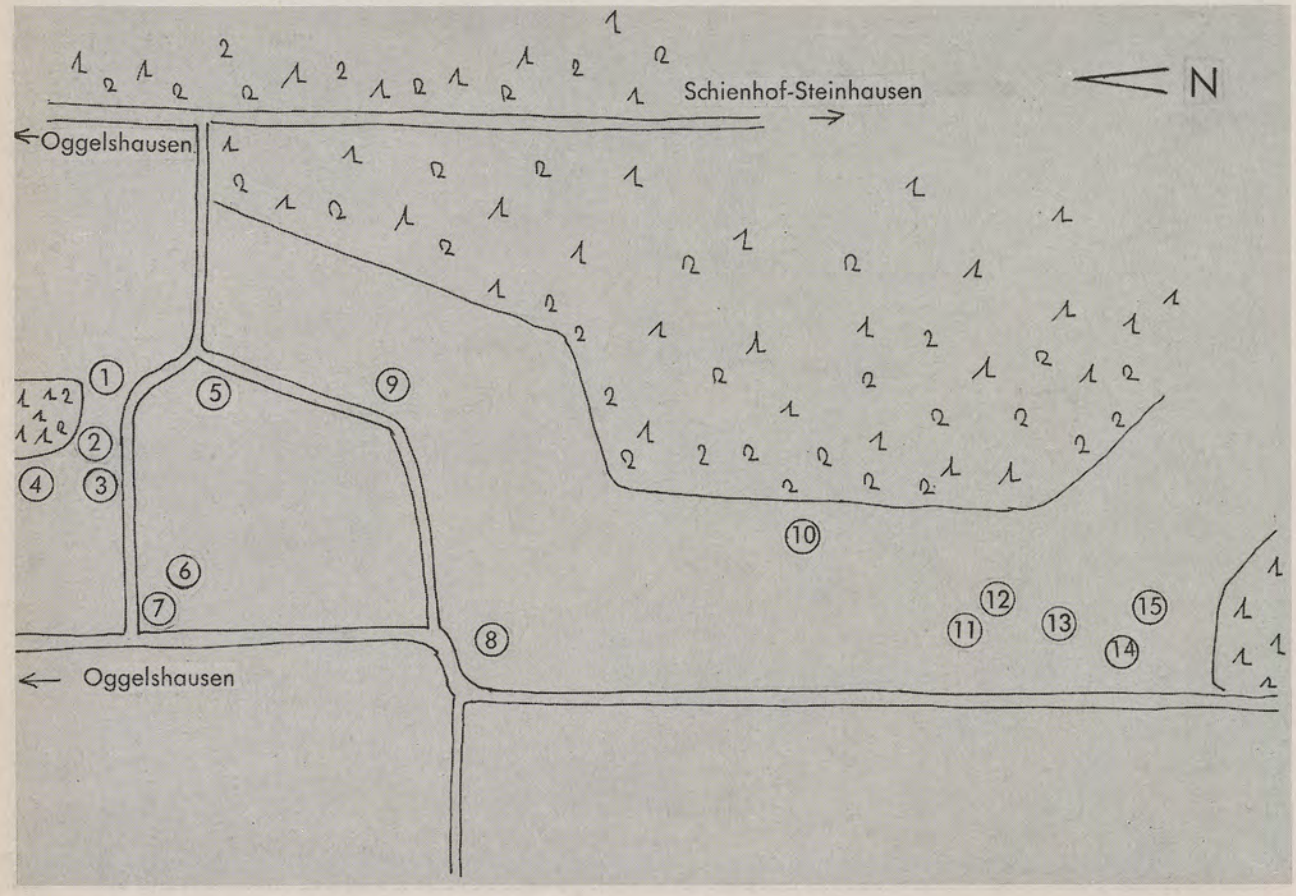
Das Skulpturenfeld bei Oggelshausen

Adolf Schahl

Die Federseelandschaft hat eine neue Bedeutung gewonnen. Sie wurde Raum für eine Gesellschaft von Steinmalen, die südlich von Oggelshausen etwa 1 bis 2 km vom Ort entfernt am einstigen Ufer des Sees stehen. Die weite Ebene mit ihren schwarzen Ackerflächen, die breiten Wiesen, der weite Himmel mit den ziehenden Wolken haben neue feste Orte erhalten, sind nun auf Gestalten hin da, die ihnen ihrerseits Zeichen des Menschen setzen. Was Natur und Mensch verbindet und was sie trennt, ist darin in einer merkwürdigen Weise gemischt; der Besucher wird beides erleben: Entsprechung und Entgegensetzung.

Die Steine von Oggelshausen sind keine Versteinerungen von Naturgebilden, sie sind in Stein gehauene Figuren, in denen sich Menschen selbst darstellen, und sie sind dies um so mehr, als sie in ortsfremden Jurakalk gehauen sind. Dies fördert den Eindruck, daß hier mitten in der Natur eine andere Schöpfung entstanden ist, in der Materie in einem Maß, das die Möglichkeiten naturhafter Organisation überschreitet, Material ist für einen Plan, Materialisation eines Geistigen.

Auf der anderen Seite schärft das Freigelände den Sinn dafür, wie nahe sich in den Skulpturen Abstraktion und äußerste Konkretisierung kamen. Sie alle, die an diesen Steinen arbeiteten, bezeugten, daß sie diese als Symbole inneren Geschehens aufgefaßt wissen wollten und dies mit einer Voraussetzungslosigkeit, die an die informelle Kunst und ihre existentielle Grundeinstellung erinnert. Deshalb wird der Gang durch das Skulpturenfeld zu



1. Plan des Skulpturenfeldes bei Oggelshausen (Skizze Dr. med G. Laib). Es bedeuten die Nummern die Skulpturen folgender Künstler: 1. Takera Narita, Paris; 2. Heinz Pistol, Stuttgart; 3. Herbert George, New York; 4. Zdenek Simek, Prag; 5. Hiromi Akijama, Tokio; 6. Makoto Fuijwara, Japan; 7. Maria Biljan-Bilger, Wien; 8. Kenneth Campbell, New York; 9. Leo Kornbrust, St. Wendel; 10. Peter Holowka, Wien; 11. Elmar Daucher, Oggelshausen; 12. Olbram Zoubek, Prag; 13. Yasuo Mizui, Tokio; 14. Milos Chlupáč, Prag; 15. Karl Prantl, Wien.

Abb. 2

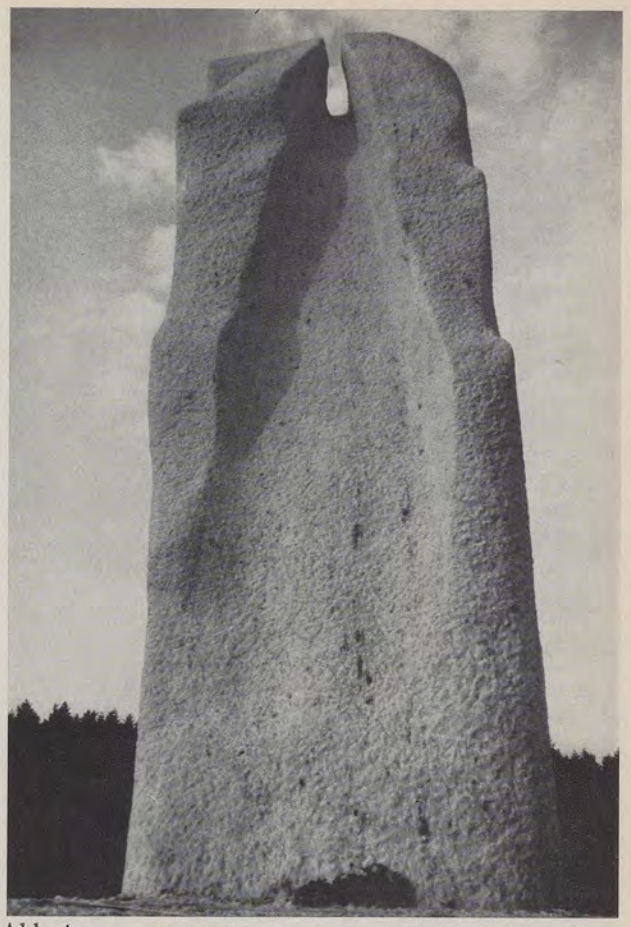


Abb. 4

Abb. 3

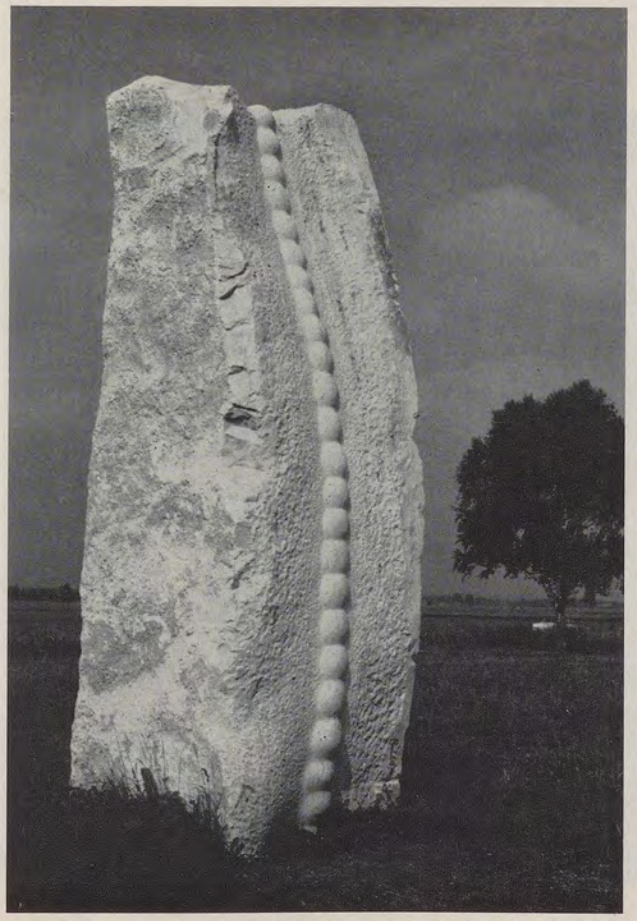


Abb. 5

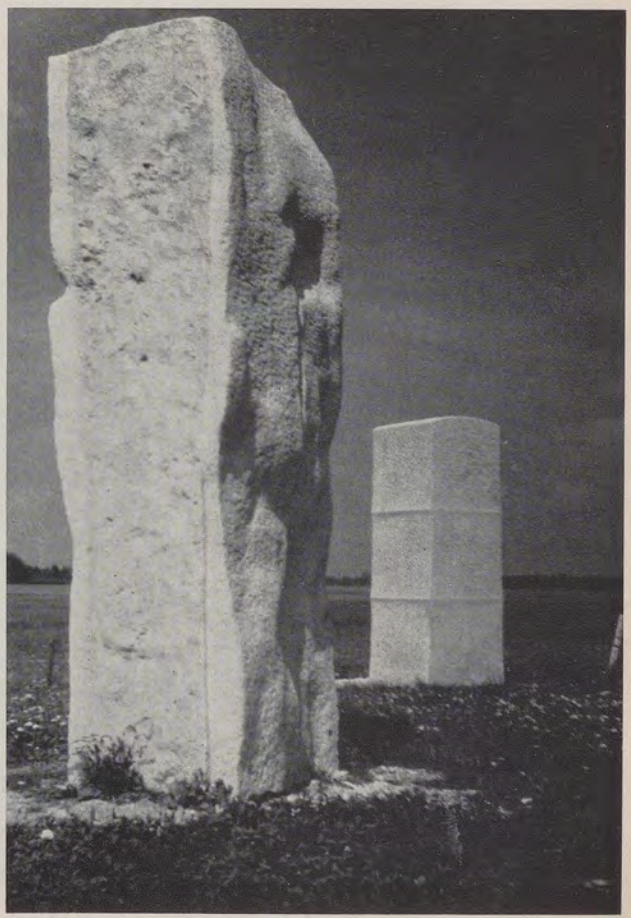


Abb. 6

Abb. 7

Abb. 8

Abb. 9

Die einzelnen Abbildungen zeigen:

Abb. 2. Im Vordergrund Skulptur Nr. 12 von Olbram Zoubek, links im Hintergrund der später von Karl Prantl bearbeitete Stein Nr. 15, rechts Nr. 13 (Yasuo Mizui) und Nr. 14 (Milos Chlupáč). (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 3. Skulptur Nr. 15 von Karl Prantl. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 4. Skulptur von Yasuo Mizui (Nr. 13). (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 5. Im Vordergrund Skulptur Nr. 12 von Olbram Zoubek, rechts davon Nr. 11 von Elmar Daucher. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 6. Skulptur Nr. 9 von Leo Kornbrust. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 7. Skulptur Nr. 5 von Hiromi Akiyama. (Aufnahme Dr. Laib.)

Abb. 8. Skulptur Nr. 7 von Maria Biljan-Bilger. (Aufnahme Leser.)

Abb. 9. Skulptur Nr. 4 von Zdenek Simek. (Aufnahme Dr. Laib.)

einer Reihe von Begegnungen. Überall werden wir aufgefordert, uns mit den einzelnen Malen zu identifizieren, eine Art personaler unio zu vollziehen. Mitunter, in den Abendstunden oder bei Nebel, ist es zwischen den Kalksteinfiguren nicht geheuer. Geister sind in sie gebannt. Aber auch das freudenvolle Aufgehen der leuchtenden Gestalten in der Morgensonne gehört mit zum Erlebnis von Oggelshausen.

Wie kam es dazu? Als der österreichische Bildhauer Karl Prantl 1958 im Burgenland an einem frei geformten Grenzstein arbeitete, widerfuhr ihm das Grunderlebnis der abstrakten Freifigur im Landschaftsraum. Er wollte dieses Erlebnis in einer Gemeinschaft von Bildhauern weiter entwickeln. So kam es 1959 zum ersten Bildhauersymposion im Römer-Steinbruch von St. Margarethen. Der Begriff, der ein festliches Mahl bezeichnet, war gut gewählt. Angesichts des amorph anstehenden Steines entstand eine Gruppe ganz individueller, abstrakter Steinfiguren, in denen jeder beteiligte Künstler von sich selbst aussagte. Dieses Symposion hatte eine durchschlagende, weltweite Wirkung. Es wurde zunächst in St. Margarethen 1961–1964 fortgesetzt; fast wurde dadurch die Gesellschaft der Figuren zu zahlreich, ein Fehler, den man in Oggelshausen vermeiden will. Es folgten: Portoroz (Jugoslawien) 1961 und 1963, Berlin 1961–1963, Kirchheim bei Würzburg 1961, Ruzbachy (Tschechoslowakei) 1965, Montreal (Kanada) 1963/64, Los Angeles (USA) 1965, Kapfenberg (Österreich) 1961, Kostanjevica (Jugoslawien) 1963; auch Israel feierte 1962 in der Negevwüste sein Bildhauersymposion, Japan folgte 1963, Polen 1965. Seitdem fanden noch manche andere Symposien statt.

Das Skulpturenfeld bei Oggelshausen verdankt sein Dasein zwei Symposien, die der Biberacher Arzt Dr. med. Gustav Laib inspirierte – und organisierte! Von der kulturellen Bedeutung der Bildhauersymposien in Gegenwart und Zukunft überzeugt, erreichte er in zäher Beharrlichkeit, daß im Sommer 1969 zehn Künstler aus aller Welt zu den von der Stuttgarter Firma Lauster aufgestellten rohen Steinklötzen zusammenkamen, um ihnen ihr Gesicht zu geben, sie nach ihrem Bilde zu formen; zwei weitere, für russische Bildhauer bestimmte Steine blieben unbearbeitet. Das Ergebnis dieses Symposions waren folgende Figuren (vgl. Abb. 1): Nr. 7 von Maria Biljan-Bilger, Wien; Nr. 4 von Zdenek Simek, Prag; Nr. 5 von Hiromi Akiyama, Tokio; Nr. 9 von Leo Kornbrust, St. Wendel; Nr. 10 von Peter Holowka, Wien; Nr. 11 von Elmar Daucher, heute Oggelshausen; Nr. 12 von Olbram Zoubek, Prag; Nr. 13 von Yasuo Mizui,

Tokio; Nr. 14 von Milos Chlupáč, Prag; Nr. 15 von Karl Prantl, Wien.

Der eigens für die Schaffung des Skulpturenfeldes gegründete Verein, der als Träger zu zeichnen hatte, heißt nicht umsonst schlichtweg «Bemühungen». Die Bemühungen begannen mit der schwierigen Frage der Platzfindung – wir sahen, daß zur eigentümlichen, bei aller Gesellschaft einsamen Wirkung eines jeden Steinmales das ortsfremde Material – Weißjura im Torfboden (teilweise auf dem Grund einer Römerstraße!) – nicht unwesentlich beiträgt. Dann kamen die Verhandlungen mit den Grundbesitzern, mit der fördernden Behörde, deren Teilnahme das Unternehmen wesentlich begünstigte (Regierungspräsidium Südwürttemberg/Hohenzollern), nicht zuletzt die «Bemühungen» um die Beschaffung der Steine.

Alles gelang. Es genügt, anzudeuten, daß der Abschluß des Symposions zu einem Fest wurde, an dem nicht nur Scharen von Gästen, sondern auch die Bevölkerung von Oggelshausen teilnahm, die noch heute mit «ihren» Bildhauern in Verbindung steht und Erinnerungen an diese als Kostbarkeiten vorweist. Marga Schwoerbel, die um das Skulpturenfeld verdiente Biberacher Journalistin, berichtet über das Schlußfest: «Hunderte von Gästen kamen, an der Spitze der Tübinger Regierungspräsident Willi Birn, Landräte und Bürgermeister, junge Musikanten mit Gitarre und Tamburin, Schulklassen, die blumenschwingend und singend durch die Menge zogen, die Bevölkerung von Oggelshausen, die ihre Bauerngärten plünderte und Wiesenblumen pflückte, um den Abschluß des Symposions gebührend zu würdigen, der gleichzeitig ein Neubeginn sein sollte: denn ein riesiger Steintisch, der das Gewicht von dreihundert Menschen hat, wurde mit großen technischen Schwierigkeiten im Skulpturenfeld plaziert: als eine Stätte zum Sichkennenlernen, Sichtreffen, Miteinanderreden . . .». Ihn bearbeitete schon im Frühjahr 1970 der Japaner Makato Fujiwara, indem er mitten durch die bewegte Oberfläche des Tisches eine Rinne zog, in der sich das Schmelz- und Regenwasser sammelt, um unbewegt den Himmel zu spiegeln. Und zunehmend erwies sich, daß die Sprache der Steine, nicht wortgebunden, wie keine andere geeignet war, Brücken zu schlagen, nicht nur von Mensch zu Mensch, auch von Volk zu Volk. In diesem Sinne wurde das Symposion vom 27. Juni bis 26. August 1970 fortgesetzt, und es entstanden folgende Werke: Nr. 3 von Herbert George, New York; Nr. 2 von Heinz Pistol, Stuttgart; Nr. 1 von Takera Narita, Paris; Nr. 8 von Kenneth Campbell, New York.

Machen wir noch einen Rundgang! Unsere Abb. 2 zeigt den Blick auf die Skulptur von Olbram Zoubek im südlichen Feldteil (Nr. 12). Links davon gewahrt man den später von Karl Prantl bearbeiteten Stein Nr. 15, rechts den von Yasuo Mizui gewählten Stein Nr. 13 und den Stein von Milos Chlupáč (Nr. 14). Dieser Überblick ist nicht uninteressant, denn er beweist, wie sehr die bildhauerische Konzeption von der vorgeformten «Figur» des Steins beeinflußt wurde. Kein Wunder, daß wir immer wieder davon hören, es habe gegolten, das im Stein schlummernde Leben zu wekken. Karl Prantl überzieht den vorn stark geschwellten, aufwärts zurückgebogenen Stein mit einer senkrecht verlaufenden Kette. Sie erinnert jedoch nicht an eine Fessel, sondern ein zur Pracht und Festlichkeit des Tages angelegtes Geschmeide. Über alle Ungestalt legt sich bändigend die reine Form einer Reihe von Halbkugeln, die an Perlen erinnern – und der Stein wird zum sehnsuchtsvoll dem Licht entgegengebogenen geschmückten Leib. Auch Mizui ließ sich von der nach oben übergekippten Gestalt seines Steines inspirieren. Er riß diesen ganz auf; eine Bahn von Raum und Licht bricht von oben in den geschlossenen stofflichen Körper ein, öffnet ihn und läßt ihn wie in Wellen erbeben. «Lichtkaskade» nannte er seine Schöpfung. Wenden wir uns von Nr. 12 aus um, so stehen wir vor der Skulptur von Elmar Daucher. Die Regelmäßigkeit des gelieferten Steines scheint die reine Form, die entstand, förmlich hervorgerufen zu haben. Nun steht ein Prisma vor uns, das jedoch nicht stereometrisch starr ist, sondern elastisch in zwei schmalen Graten, auf die hin die Masse ausschwingt, vortritt; auch die leichte Schwellung des dachförmigen Abschlusses gibt dem Monument den Ausdruck gespannten Maßes.

Leo Kornbrust hat seinem Bildwerk (Nr. 9) die strenge Ordnung geometrischer Formen gegeben, die dennoch wachstümlich anmutet: zuunterst ein der Erde verhafteter, kubisch verblockter Sockel, daraus gelöst die freiere Gestalt eines Achtkantprismas und oben eine Walze. Sie erinnert an eine Säulentrommel, die auch als Fragment von der Gesetzmäßigkeit der Proportionen kündet.

Eine außerordentlich energische Figur verdanken wir Hiromi Akiyama (Nr. 5), deren Wesen in dem raumpflügenden Vor und Zurück einer straff gebänderten Masse besteht; ihre scharfen Konturen schneiden wie mit Messern: Ausdruck eines jugendlich männlichen Geistes, der sich der brachen Umwelt bemächtigt. Ganz weiblich hingegen wirkt die Wienerin Maria Biljan-Bilger, die ihren Stein (Nr. 7) mit bunten Bändern umschlang.

Zdenek Simek endlich, der inzwischen verstarb, setzte sich in Figur Nr. 4 ein erschütterndes Denkmal. Er hat es selbst als eine Verkörperung des Wortes empfunden: «Wie die Trauben sind wir gepreßt!» In der Tat, das geschliffene Mittelstück erinnert an einen Säcker Trauben in der Kelter oder eher noch an ein weißglühendes Werkstück zwischen den Blöcken einer ungeheuren Presse. Wir sehen und schauen den schmerzlichen und doch so fruchtbaren Gegensatz zwischen Form und Unform, Gestalt und ungestalter Masse, der zu den schöpferischen Leiden des Künstlers gehört.

Anmerkung: Der Verfasser dankt Dr. med. Gustav Laib für freundliche Förderung. Auf folgende Literatur sei verwiesen: Symposion europäischer Bildhauer St. Margarethen, Text und Gestaltung Christian Sotriffer, 1966. – Marga Schwoerbel, Dokumentation unserer Zeit in Stein gehauen, Kurz und Gut, 4. Jahrgang, Heft 8/70.

Berichtigung

Der im letzten Heft 1971/1 unter dieser Überschrift von Herrn Friedrich A. Schiler verfaßte Aufsatz bedarf der Ergänzung. Es soll jedoch nicht mehr auf einzelne unrichtige Geschichtsdaten eingegangen werden; wichtiger scheint mir der Hinweis darauf, daß Herr Schiler negative Beobachtungen in Laupheim, die sich auf die Vergangenheit beziehen, auch noch als in der Gegenwart geltend darstellt und dadurch von unserer Stadt ein ungünstiges Bild entwirft. Dieses richtigzustellen erscheint mir als wichtige Aufgabe, zumal ich die bewegte Vergangenheit unserer Stadt seit mehr als vier Jahrzehnten, z. T. als Mitglied des Gemeinderats wie auch als ehrenamtlicher Stadtarchivar verfolgen konnte und Dutzende von Abhandlungen darüber veröffentlicht habe, die auch beim Landesrabbinat «gut angekommen» sind.

Herr Schiler berichtet von Spannungen zwischen den beiden christlichen Konfessionen und von solchen gegenüber den ausgewanderten Israeliten. Zwischen den Katholiken und den Evangelischen besteht, zweifellos zum Unterschied zu der Zeit vor 1933, ein ausgezeichnetes Verhältnis, und wenn nach 1945 die geflüchteten Juden unserer Stadt gegenüber zunächst eine recht deutliche, ja frostige Zurückhaltung übten, die so kurze Zeit nach ihren bitteren Erfahrungen im Dritten Reich mehr als verständlich war, so hat sich auch dies inzwischen gründlich gewandelt. Es ist durchaus nicht mehr so, wie Herr Schiler meint, «daß Laupheimer Juden nur noch aus der Ferne ihrer alten Heimat gedenken». Vor allem zum jährlichen Heimatfest werden wir von unseren auswärtigen jüdischen Gästen aus aller Welt gerne aufgesucht; Briefe gehen hin und her und mit sichtlicher Freude reagieren die Israeliten aus der Ferne auf Schilderungen aus der Zeit vor 1914, die sie selbst noch bei uns verlebt haben, oder auf Mitteilungen aus der Vergangenheit ihrer Familie, die ihnen das Stadtarchiv zugehen läßt. Rührend ist ihre Dankbarkeit, wenn sie vom Bürgermeister Geburtstagswünsche erhalten. Deutlich spürbar ist in ihren Schreiben die Sehnsucht nach der alten Heimat, und das schwere Leid, das sie empfanden, als sie gewaltsam aus ihr herausgerissen wurden, zittert bis heute in ihrer Seele nach.

Natürlich können wir das furchtbare Geschehen, das sich vor bald vier Jahrzehnten vor unseren Augen und zu unserer Schande ohne unseren Widerstand abgespielt hat, nicht mehr ungeschehen machen. Aber der Gedenkstein, der auf dem Platz der einstigen Synagoge vor zehn Jahren erstellt wurde, soll wenigstens der Nachwelt mahnend vor Augen führen, was damals im Namen Deutschlands an Furchtbarem geschah. Er möge mit als Zeichen dafür gelten, daß bei uns inzwischen ein anderer Geist eingekehrt ist. Und wir Laupheimer dürfen mit großer Freude feststellen, daß unsere Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Dr. Georg Schenk, Laupheim

Dazu ein abschließendes Wort der Redaktion:

Anstoß zu dieser Berichtigung hat offensichtlich der Satz aus dem Schilerschen Aufsatz: «Laupheimer Juden gedenken heute nur noch aus der Ferne der alten Heimat» geboten. Wer jedoch diesen Aufsatz genau liest, wird bemerken, daß Schiler keinesfalls «Spannungen» gemeint haben kann: «Manche erinnern sich noch an die Zeiten, als jüdische und christliche Honoratioren im ‹Hasen› zum Dämmerschoppen zusammenkamen, als jüdische und christliche Nachbarschaft und Nachbarschaftshilfe noch selbstverständlich waren – selbstverständlicher vielleicht als heute manchmal evangelische und katholische Nachbarschaft.» Aus der Gegendarstellung von Dr. Schenk wird sichtbar, wie stark die Verbundenheit Laupheims gegenüber den Juden auch in der Ferne ist – hier scheint eine Gleichheit der Aussage zu herrschen. Wer Friedrich A. Schiler kennt, weiß um seine Kenntnis der Geschichte unseres Landes, aber auch um seine Loyalität gegenüber allen Mitbürgern, gleich welcher Abstammung sie sind.